Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 96. Donnerstag den 5. April 1888. **82. Jahrgang.**

Weltfremd.

Skizze von M. E.

Nachdruck verboten.

Ein classischer Boden war es, und ernst und schwer standen sie da, die grauen Münsterthürme hüben und drüben. Ein romantisch Stückchen Erde war es nebenbei, denn es war die Schweiz und es war Zürich. Doch die kleine Person, die dort stand, sie befand sich weder auf dem classischen Boden, noch auf der Erde überhaupt, sondern — auf einer Brücke, und zwar auf der sogenannten Obern Brücke, die vom Großmünster nach dem Frauenmünster führt, gerade da, wo die Limmat aus dem Zürichsee fließt.

Seit einer halben Stunde nun stand sie auf dem Trottoir der Brücke, angelehnt an das Geländer, den Rücken dem Frauenmünster zugekehrt, die Augen aber unverwandt auf den obern Theil desjenigen Großmünsterthurmes gerichtet, auf dem Kaiser Karl der Große mit Krone und Schwert schon seit Jahrhunderten thront.

Das Gesichtchen, einem Mädchen von zwölf Jahren angehörend, hatte in diesem Augenblicke ein viel älteres Aussehen bekommen durch den tiefen Ernst und die ängstliche Spannung, die auf ihm lagen. Die großen dunklen Augen schauten unter einem Paar buschiger Augenbrauen hervor, die durch die Anstrengung des andauernden Hinausblickens so zusammen gezogen wurden, daß auf der Stirn über der Nase eine tiefe Falte entstand, und die blassen, schmalen Lippen waren fest aufeinander gepreßt, einen gar wehmüthigen Zug um die beiden Mundwinkel bildend.

Zur Linken trug die muntere Limmat geschäftig die klaren Wellen ihrer trüben, trägen Schwester, der Sihl, zu. Zur Rechten aber leuchteten die weißen Schneegipfel, die herrlichen Demanten, welche das Diadem abschließen, das sich der Zürichsee stets zur Feier eines freundlichen Sonntages aufsetzt.

Es war in der Mittagsstunde, und ein anziehendes, bewegtes Bild bot das Leben und Treiben auf der Brücke. Spaziergänger aller möglichen Nationen, die verschiedenartigsten Sprachen sprechend, zogen an unserer Kleinen vorbei und wandten mitunter verwundert die Köpfe nach dem sonderbaren Kinde um. Dieses aber ließ sich dadurch nicht im Geringsten stören, auch das grelle Pfeifen der kleinen farbigen Dampfschiffe, die sich unaufhörlich auf dem See kreuzten, schreckten es nicht aus seiner Beobachtung auf.

Jetzt aber schlug es auf einem entfernten Kirchthurme zwölf. Ein Beben durchzuckte den ganzen Körper der Kleinen, sonst rührte sie sich nicht. Dann fing es auch auf einigen näherliegenden Thürmen gleichzeitig zu schlagen an; und plötzlich begann das Großmünster, mit mächtig dröhnender Stimme, ernst und langsam mahnend die zwölfte Stunde zu verkünden. Eine Schaar Dohlen, durch den ersten Schlag aufgeschreckt, flatterte vom Thurme empor, ihr Kreischen war nicht einmal zu hören. Jetzt waren die Glockenschläge verstummt.

Und nun rührte sich auch endlich die Kleine. Ihr schmales Gesichtchen wurde sehr blaß und trug den Ausdruck der schmerzlichsten Enttäuschung. Ueber ihre Wange rollte eine große Thräne, die mir schwer und heiß auf die Seele fiel, denn ich hatte sie auf dem Gewissen, ich ganz allein. Ich ganz allein war Schuld daran, daß das seltsame Mädchen hier so lange gestanden, und ich ganz allein wußte, was für eine Bewandtniß es damit hatte und werde es Euch gleich erzählen.

Seit Ostern besuchten wir zusammen die Schule, dieses Mädchen und ich, und zwar jene Schule, die an der Kathedrale der Stadt, das Großmünster, angebaut ist. Wir waren in der gleichen Classe, ja saßen auf derselben Bank, und zwar auf der vordersten, mit Stolz sei es gesagt, da damals (denn es sind nun bald zwanzig Jahre her) die Schülerinnen nach ihren Leistungen, die Tüchtigen nach vorn, die Andern nach hinten gesetzt wurden.

Schon seit einiger Zeit nun hatte ich mich lebhaft für diese Mitschülerin interessirt, und interessant war sie so recht eigentlich. Wenigstens wir Schulmädchen fanden sie so. Vielleicht war es auch nur um jenes Gedichtes willen, das sie bei Gelegenheit des Todesfalles einer unserer Mitschülerinnen gemacht, die vor Kurzem gestorben war. Das Gedicht sollte zwar nach ihrem Wunsche ein Geheimniß bleiben, ich aber hatte seine Entdeckung veranlaßt, ohne zwar im Geringsten diese edle Absicht gehabt zu haben; wie es denn überhaupt geschrieben zu stehen schien, daß ich noch oft im Leben bei ihr die Rolle jener Kraft zu spielen haben sollte, „die stets das Böse will und doch das Gute schafft".

Es war eines Nachmittags gewesen im Nähunterricht. Die Magdalene Bleuler, denn so hieß sie, ich und eine gewisse Jenny Hippenmeier, wir befanden uns leider in dieser Unterrichtsstunde in der verrufenen hintersten Reihe. Am linken Ende der Bank saß ich, neben mir die Hippenmeier, die sich während der ersten Hälfte der Stunde die Zeit damit vertrieben hatte, in alle vier Ecken eines Taschentuches, welches sie eigentlich sticken sollte, Caricaturen (natürlich unserer Lehrer) zu zeichnen; dann ertappt und ihres Bleistiftes beraubt, sich nun das grausame Vergnügen machte, ihre sämmtlichen Fingerspitzen mit Stecknadeln zu garniren. Sie besaß dazu eine stattliche Sammlung jener ganz feinen Stecknadeln mit bunten Glasköpfchen, die sie sich, hübsche Schattirungen zusammenstellend, so inwendig durch die Haut der Fingerspitzen steckte, daß sie behauptete, auch nicht die mindeste Unbehaglichkeit davon zu spüren. Zu unserem Gaudium ließ sie uns dann die Außenseite ihrer Hände bewundern, deren Fingerspitzen mit schönen bunten Bogen verändert waren. (Ob diese mißhandelten Finger sich wohl noch jener kindischen Wunden erinnern mögen, jetzt, da sie in Rom den Pinsel führen, wo die muthwillige Jenny Hippenmeier von einst mit viel künstlerischem Erfolge malt!)

Am rechten Ende der Bank saß die Bleuler. Nun hatte ich längst bemerkt, daß diese ebenfalls nicht nähte, jedoch auch nicht auf die Scherze der Hippenmeier einging, sondern sehr vertieft etwas auf den Knien zu schreiben schien. Lange hatte ich vergeblich versucht, sie zur Mittheilsamkeit zu bewegen, und da endlich die Arbeitsstunde ihrem Ende entgegenging, entschloß ich mich zu einem Gewaltstreich, um hinter das Geheimniß zu kommen. Ich holte aus meiner Tasche ein Stück jenes Knallgummis hervor, mit dem ich stets versehen, knetete ihn in den Fingern weich, zog ihn dünn, machte eine große Blase und drückte los.

Richtig! Unsere Lehrerin, ganz roth vor Wuth, springt auf und stürzt direct auf uns los: „Von dahinten kam der Knall, von der hintersten Bank!" — Wir Andern hatten sofort eine ganz harmlose, fleißige Haltung angenommen. Nur die Bleuler, zu sehr vertieft, fuhr bestürzt auf und suchte unter ihrem Nähzeug etwas zu verbergen, wodurch sie natürlich sogleich die Aufmerksamkeit der guten Dame auf sich zog, ganz so, wie ich es im Voraus berechnet hatte. Diese nahm racheschnaubend die Untersuchung vor und fand — — weiter nichts, als einen Papierbogen mit Versen beschrieben. Die Röthe ihres Gesichtes verflog allmälig. Endlich faltete sie das Papier zusammen und hieß uns nach Hause gehen. Mein Knall war vergessen.

Wie erstaunt waren wir aber, als Tags darauf unser Lehrer in der Deutschstunde denselben Papierbogen aus seinem Notizbuche hervorholte und die Bleuler aufforderte, das Gedicht am Grabe unserer Mitschülerin, deren Beerdigung wir Alle beiwohnen sollten, zu sprechen.

Einige von uns, darunter ich, schrieben das Gedicht ab, und ich entsinne mich noch, daß meine Mutter Thränen vergoß, als ich es ihr zu Hause vorlas.

Diese Begebenheit hatte nun allerdings vermocht, in unsern jugendlichen Augen die Bleuler mit einem förmlichen Nimbus zu umgeben. Gerade beliebt war sie unter uns nicht eben. Viele fanden sie zu phantastisch und Manche schalten sie stolz. Einige der Lehrer, diejenigen zum Beispiel, die Religions-, Sprach-, Literatur-, Geschichts- und Rechenunterricht ertheilten, hielten große Stücke auf sie. Den Professor der Naturgeschichte aber brachte sie völlig zur Verzweiflung, da sie nie im Stande war, eine Schwalbe von einer Krähe zu unterscheiden. Und in der Handarbeit enthielt ihr Schulzeugniß regelmäßig die bedenkliche Nummer Null.

An jenem Vormittage nun, von dem ich am Anfange erzählte, war früh in der Rechenstunde der Lehrer auf den Einfall gekommen, uns ein neues Rechen-Problem aufzugeben, ohne uns vorher die Lösung durch ein Beispiel klar zu machen. Wir rechneten alle bequemerweise nach einer uns schon bekannten Regel und erhielten auch alle dasselbe und — falsche Resultat. Nur die Bleuler hatte die Aufgabe richtig gelöst, weshalb sie von dem Lehrer aufgefordert wurde, uns diese an der Tafel vorzurechnen. Zu unserem großen Erstaunen war nun die Lösung eine sehr leichte, und einige der Schülerinnen riefen triumphirend: „Ach, ist das Alles? Das ist ja ganz einfach!" — „Ja wohl", sagte der Lehrer verweisend, „so einfach, wie das Ei des Columbus."

Als dann im Hofe die Glocke zur Pause geläutet und der Lehrer den Saal verlassen hatte, da stimmten wir Alle unisono ein: „Heil Columbia!" an, und von dieser Stunde an nannten wir die Bleuler nie mehr anders als Columbia.

Um aber ganz ehrlich zu sein, muß ich gestehen, daß unser Vivat nicht der Ausdruck der reinen, ungetrübten Bewunderung war, sondern daß sich von mancher Seite ein ganz Stück Hohn und Neid in die Apotheose mischte. Zu den Neidern gehörte auch ich, und ich faßte sofort den Entschluß, mich an der Columbia zu rächen durch einen jener Streiche, die mir stets so vortrefflich gelangen.

Es folgte eine Geschichtsstunde, welche die Herrschaft Karl's des Großen zur Behandlung brachte. Unser Professor trug uns den Lehrstoff in seiner einfachen, klaren und leicht faßlichen Weise vor, wies zuletzt auf die Beziehung Kaiser Karl's zu dem Großmünster hin und endigte mit der Erzählung, wie dieser Förderer und Beschützer der Wissenschaft nicht nur Schulen aller Orten gegründet, sondern sich auch persönlich um die Leistungen der Schüler gekümmert und einst selber in einer Schule die Knaben geprüft, die Tüchtigen zu seiner Rechten, die Unwissenden und Faulen aber zu seiner Linken gestellt habe.

Ich entsinne mich noch, wie uns das Läuten zur Pause, sonst oft gar ungeduldig erwartet, dieses Mal zu früh ertönte, so vertieft waren wir in den Vortrag. Als der Lehrer geendigt, saßen wir noch eine ganze Weile unbeweglich und lautlos, wie unter dem Banne einer einmüthigen, ehrfurchtsvollen Stimmung. Es war, als ob der Geist des großen Mannes und mächtigen Helden durch den Saal zöge, Alle erfassend und durchdringend, geheimnißvolle Spuren seiner ehernen Größe hinterlassend.

Doch die Natur der Jugend behauptete ihr Recht, und bald waren wir von dem munteren Treiben in der Pause hingerissen. In den Säulengängen spazierten wir auf und ab, faßten uns mit kreuzweise übereinandergelegten Armen um die Taille, so daß wir wie Glieder einer Kette zusammenhingen, scherzten und lachten, warfen der begegnenden Reihe eine Neckerei, oft auch einen schönen rothbackigen Apfel zu.

Nur Columbia stand dort, einsam, still und ernst; und betrachtete träumerisch die Bogenwölbungen über ihr. Wie ein Blitz durchfuhr es mich. Und gleich war ich an ihrer Seite. Abstoßend und zurückhaltend, wie wir sie nannten, war sie doch erstaunlich leicht zur Mittheilung ihrer Gedanken zu verlocken, wenn man darauf ausging. Ja, ihr Gesicht verrieth letztere deutlich genug, und ich wußte sofort, was ihr im Kopfe spukte, und daß sie sich in jenem Augenblicke gerade so weit in ihre Illusionen hinein gelebt hatte, um sich von Kaiser Karl als fleißigste Schülerin zu seiner Rechten gestellt zu sehen.

Ich gab mir also bald den Anschein, ihre Bewunderung für Karl's des Großen Schulgericht zu theilen und fügte schlau hinzu: „Und das weißt du doch auch, daß der Kaiser dort am Thurme sich jedes Mal erhebt und solch einem Auserwählten zuwinkt des Mittags, genau wenn er zwölf schlagen hört?" — „Ach nein, das glaube ich nicht", versetzte Columbia sinnend, „der ist ja doch aus Stein." Ich aber spielte unbeirrt meine Rolle weiter, da mir der Glanz, der sich plötzlich über ihr Gesicht verbreitete, gar nicht recht im Einklange zu sein schien mit ihrer bestimmten skeptischen Antwort. Zuletzt schwor ich Stein und Bein, bei meinem Gewissen, meiner Ehre und bei mehr solchen Dingen, von denen ich damals noch keinen Begriff hatte, daß er wirklich aufstehe und winke, so wie er höre zwölf schlagen.

Um 11 Uhr war die Schule aus. Wer sich aber nicht auf den Heimweg begab, sondern einen ganz entgegengesetzten Weg einschlug, um sich dann eine halbe Stunde vor zwölf auf seinen Beobachtungsposten, die Obere Brücke, zu stellen, das war unsere Columbia, die gescheidte Columbia, die große Entdeckerin von früh! —

Auch ich hatte mich dahin begeben, und zwar in der festen Absicht, mich über die Columbia zu belustigen, falls ich sie wirklich dort finden sollte, und sie des Nachmittags vor der ganzen Classe recht lächerlich zu machen. Als ich dann aber in das blasse Gesicht gesehen, da wurde mir ganz anders zu Muthe. Das war nicht bloße kindische Enttäuschung, die dort geschrieben stand, nein, der herbste, tiefste Schmerz einer Menschenseele kam da zum Ausdrucke. Einer Seele, die doch über sich das Ideal geschaut, von dem sie Tag und Nacht geträumt, von dem sie so durchaus erfüllt und durchdrungen, daß sie nicht mehr im Stande ist, es von der Wirklichkeit zu trennen und loszulösen, und die dann ein unsäglich Weh ersetzt, als sie erfahren und begreifen muß, daß dieses Ideal sich nie als verkörpertes Wesen mit ihr auf Erden bewegen, sondern ewig unbeweglich hoch über ihr ein Ding für sich bleiben werde! —

Es war dies wohl das erste Mal gewesen. Noch oft aber in ihrem späteren Leben hat meine arme Columbia Krisen desselben Seelenleidens durchzumachen gehabt, und ich befürchte fast, sie wird nie ganz davon geheilt werden.

Ich könnte Euch noch manche ähnliche Episode aus ihrem Leben schildern, das ein höchst bewegtes, inhaltsschweres geworden ist. Noch immer sucht sie die Verkörperung ihres Ideals — und das Glück ist so recht eigentlich „da, wo sie nicht ist". —

Oft noch hat sie so gestanden, wie damals auf der Brücke in Zürich — (ich sehe sie im Geiste vor mir) —, mit den Augen weit offen, sehnsüchtig in der Ferne suchend, die Falte in der Stirn, den Zug schmerzlicher Enttäuschung um die Lippen. Sie hat so dagestanden einsam und nachdenklich am Ufer der Donau, mitten im freudigen Wiener Getümmel. — Die hundert Thürme der imposanten Moldaustadt haben nicht vermocht, das ernste Lebensräthsel ihr zu lösen, als sie vom Hradschin herab die stumme Frage that. — Der Tower zu London hat ihr die Größe vergangener Jahrhunderte erschlossen, das große Geheimniß aber nicht. — Und als sie über das Stilfser Joch nach Italien reiste, hat sie sich jenen Felsen zeigen lassen, auf dem das berühmte, mächtige Adlerpaar sein Nest gebaut; hat da gestanden und gewartet, gewartet, um den Vogel Jupiters aufsteigen zu sehen, in die Wolken. — Doch er flog nicht auf, im Neste rührte sich nichts. —

Unterdessen aber hatten ihre Mitreisenden dankbar das Edelweiß gepflückt, das zu ihren Füßen blühte, und — das sie nicht bemerkt hatte.

Zur Lage.

** Berlin, 3. April. Die lauen Frühlingstage sind schnell vorübergegangen, für das Osterfest hielten sie nicht Stand und wir haben wieder recht kühles, ja rauhes Wetter. Im Kamin lodert wieder das Feuer, und wer, den warmen Lockungen vertrauend, bereits das sommerliche Gewand hervorgesucht, hat schleunigst zur winterlichen Hülle zurückgegriffen und wieder den Pelz willkommen geheißen.

Noch am ersten Feiertage wagte es Kaiser Friedrich, allerdings bereits im verschlossenen Wagen, eine Ausfahrt zu machen. Zu kurzem Besuche weilte er zunächst bei der Kaiserin-Mutter und stieg alsdann in seinem — dem früheren kronprinzlichen — Palais ab. Der Kaiser erschien auch alsbald am Fenster und das Publicum brachte ihm stürmische Ovationen dar. Unter Hoch- und Hurrahrufen drang die Menge, die Kette der Schutzleute durchbrechend, bis dicht unter das Fenster vor. Da führte der Kaiser auch seine Gemahlin ans Fenster. Der nun ausbrechende Jubel spottet jeder Beschreibung. Immer wieder und wieder erneuerten sich die donnernden Hochs, Hüte und Tücher wurden geschwenkt und schließlich von dem Chor der Zehntausende das Preußenlied angestimmt. Es folgte „die Wacht am Rhein". Als das Kaiserpaar die Rückfahrt nach Charlottenburg antrat, konnten die Wagen sich nur mühsam durch die Menschenmenge winden, welche unter unaufhörlichem Hurrahrufen bis dicht an die kaiserlichen Wagen herandrängte.

Aber diese Ausfahrt war dem Kaiser nicht gut bekommen. Der Schlaf war vielfach unterbrochen, der Hustenreiz größer, am nächsten Tage auch eine größere Ermüdung und Mattigkeit vorhanden, welche Se. Majestät veranlaßten, länger im Bett zu bleiben. Die gestern und heute beständig gleich rauhe Luft ließen eine Wiederaufnahme der Ausfahrt nicht rathsam erscheinen. Der Kaiser beschränkte sich auf die Spaziergänge in der Orangerie des Schloßgartens, und heute giebt das Allgemeinbefinden zu besonderer Klage keinen Anlaß. Im Ganzen ist der Kaiser selbst und seine nächste Umgebung befriedigt über die seit acht Tagen eingetretene Besserung. Wir haben Gelegenheit genommen, den Kaiser wiederholt zu betrachten und können nur bestätigen, daß sein Aussehen in Anbetracht der Umstände, der schweren Krankheit und des langen Aufenthalts im Zimmer, zu welchem der Kaiser verurtheilt war, geradezu als vortrefflich bezeichnet werden muß. Die Haltung des Kaisers ist stramm militairisch, seine Bewegungen elastisch, sein Auge blickt klar und hell mit dem freundlichen, gewinnenden Ausdruck, der von jeher Aller Herzen bezauberte. Es ist Thatsache, daß Jedermann, der den Kaiser in der Nähe gesehen, von neuer Hoffnung erfüllt ist. In keinem Falle ist eine unmittelbare Besorgniß gerechtfertigt.

Die Regierungsgeschäfte werden von Sr. Majestät ganz mit derselben Gewissenhaftigkeit und Pünctlichkeit erledigt, wie von seinem verewigten Vater. Fürst Bismarck ist fast täglich, öfter zu mehrstündigem Vortrage bei dem Kaiser in Charlottenburg, ebenso der Kronprinz. Der Reichskanzler entwickelt wieder seine ganz außerordentliche Arbeitskraft, ebenso ist der Kronprinz von früh bis spät in ernstester Weise angestrengt beschäftigt.

Wie verlautet, soll Mackenzie zum 11. April zur Feier seiner silbernen Hochzeit nach London beurlaubt werden. Man glaubt mit Recht auch aus diesem Umstande schließen zu dürfen, daß unmittelbar bedrohliche Erscheinungen im Zustande des Kaisers nicht vorliegen. Wenn freilich von einigen Blättern die Abwesenheit Mackenzie's bereits auf sechs Wochen bemessen wird, so beruht dieses Zeitmaß auf lediglich willkürlicher Annahme. Leider läßt sich hier kaum auf acht Tage voraus mit Sicherheit etwas vorhersagen. Im Uebrigen ist auch zu berücksichtigen, daß der Kaiser gerade zu Mackenzie ein ganz besonderes Vertrauen hegt und ihn bis zu seiner Genesung immer in seiner Umgebung zu haben wünscht.

Militairisches.

* Das „Militair-Wochenblatt" ist in der Lage, nachstehende aus der Allerhöchsteigenen Initiative hervorgegangene und von uns bereits telegraphisch erwähnte an den Kriegsminister gerichtete Allerhöchste Cabinets-Ordre zu veröffentlichen:

Gleich Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät will Ich unverwelkt und unausgesetzt Meiner Armee Meine Fürsorge zuwenden. Das von Seiner Majestät dem Kaiser und Könige Wilhelm gegebene und wiederholt zeitgemäß gründlich erwogene Exercir-Reglement der Infanterie, welches sich bis zum heutigen Tage in seinen Grundlagen durchaus bewährt hat, wird bei den Ansprüchen, welche die fortgeschrittene Technik der Feuerwaffen jetzt an den Soldaten stellt, einer Vereinfachung bedürfen, um Zeit und Raum zu schaffen für eine noch gründlichere Einzelausbildung und für eine einheitlichere und strengere Erziehung in der Feuer- und Gefechts-Disciplin. In diesem Sinne will Ich als für künftig zum Wegfall besonders geeignet vor Anderem die dreigliedrige Aufstellung bezeichnen, welche im Kriege nicht gebraucht wird und im Frieden zu entbehren ist. Jedoch will Ich die hiernach erforderlichen Aenderungen des Reglements so gestellt wissen, daß zum Dienst zur Fahne einberufene Mannschaften des Beurlaubtenstandes sich ohne besondere Einübung in der Schule des Regiments zurechtfinden. Ich sehe in dieser Angelegenheit baldigst Ihrem Vortrage entgegen.

Charlottenburg, den 26. März 1888.

gez. Friedrich.

An den Kriegsminister.

* Ueber militairische Einheitsbestrebungen in der Schweiz berichtet das „Militair-Wochenblatt":

In eidgenössischen Kreisen wird zur Zeit der Wunsch nach einer einheitlicheren Gestaltung des heimischen Heerwesens vielfach erörtert und zum Ausdruck gebracht. Namentlich die Officiersgesellschaften beschäftigen sich mit dem Gegenstande. Sie stimmen darin überein, daß eine Aenderung der gegenwärtig bestehenden Zustände im hohen Grade nöthig und daß eine gründliche Besserung nur dann zu erwarten sei, wenn die gesammte oberste Leitung des Heerwesens der Einwirkung der Cantone und deren gutem Willen entzogen und in die Hand des Bundes gelegt würde. Der Waffenchef der Infanterie, Oberst-Divisionair Feiß, hat die Beantwortung der schwebenden Frage unter dem Titel „Die Uebernahme des gesammten Militairwesens durch den Bund" zum Gegenstande eines Vortrages gemacht, welchen er im Officiersverein der Stadt Bern gehalten hat und welcher durch den Druck (Bern 1887, Verlag der „Berner Zeitung", 1,00 Franc) veröffentlicht worden ist.

Eingedenk des Grundsatzes, daß zum Kriegführen, und mithin auch zu dessen Vorbereitung im Frieden, Geld und wieder Geld gehört, fordert er vor Allem, daß die Eidgenossenschaft in ihrem Finanzhaushalte unabhängig von dem guten Willen der Cantone gemacht werde. Das heilige römische Reich deutscher Nation ging wesentlich mit deshalb zu Grunde, weil die Füllung des immer leeren kaiserlichen Säckels durch die Zahlungen seitens der Reichsstände erfolgen sollte, und weil diese Zahlungen höchst unregelmäßig und sehr häufig gar nicht erfolgten. Daher das Bestreben unseres deutschen leitenden Staatsmannes, das neue Reich auf eigne Füße zu stellen, den Bundesmitgliedern lieber baare Zuwendungen zu machen, als von ihren Matricularbeiträgen leben zu müssen. Der Ruf nach Reichseinnahmen findet in den Schweizerbergen seinen Widerhall.

Mit der Uebernahme durch den Bund sollen aber keineswegs alle Arbeiten und Rechte der Cantone auf jenen übergehen, und keineswegs will man eine starre Centralisation, wie sie in Frankreich stattfindet, einführen. Im Gegentheil soll eine Reihe von Befugnissen, welche jetzt Verwaltungsbeamten des Bundes zustehen, auf die Cantone übergehen, wodurch gleichzeitig die Regierungen der letzteren aus einer falschen Stellung befreit werden würden, in welcher sie sich jetzt befinden, wenn sie von jenen Beamten Weisungen und selbst Zurechtweisungen entgegennehmen müssen.

Wie es augenblicklich in einzelnen Cantonen aussieht, geht aus einer ganzen Reihe von Beispielen und Belegstellen der Feiß'schen Schrift hervor. So waren zum Truppenzusammenzuge des Jahres 1886 bei den Freiburger Bataillonen 1/3 der Officiere, 1/3 der Unterofficiere, 1/4 der Mannschaften nicht eingerückt; beim Genfer Bataillon hatte sogar 1/3 sämmtlicher Aufgebotenen dem Befehle nicht entsprochen. Infolge mangelhafter Führung der Controlen stehen in denen des Auszuges etwa 28 000 Mann weniger, als ausgebildet worden sind, und von den verzeichneten Mannschaften rücken 12 bis 15 Proc. nicht zu den Uebungen ein, weil man nicht weiß, wo sie geblieben sind. Die Eigenthumsrechte erinnern an die Verhältnisse bei den früheren deutschen Kreisregimentern. Es kommt vor, daß bei ein und demselben Geschütze das Rohr der Eidgenossenschaft, das Rad dem Canton gehört „und daß am nämlichen Geschützrohr Bundes- und cantonale Grenze sich freundnachbarlich vermischt haben".

Uebrigens sind die Bestrebungen, diesen Verhältnissen ein Ende zu machen, durchaus nicht neu; schon 1848 erbot sich der Canton Bern, sein ganzes Militairwesen dem Bunde abzutreten.

Sehr bitter äußert Oberst Feiß sich über den Geist, welcher die Cantonsregierungen in Beziehung auf das vaterländische Heerwesen beseelt: „Von dem Wetteifer ist heute nur der geblieben, wer von Allen die billigsten Röcke und Hosen liefern könne."

Aus dem Fürstenthum Reuß-Greiz.

Greiz, 31. März. Die Nachricht der „Saale-Zeitung", daß Se. Durchlaucht der Fürst keinen Fuß breit Greizer Erde für das Kaiser Wilhelm-Denkmal hergeben, auch die Aufstellung auf dem Marktplatz nicht gestatten wolle, ist unrichtig. Bezüglich des Denkmals war beschlossen, zuerst die Mittel zu beschaffen, dann zu erörtern, in welcher Ausführung und Größe das Standbild nebst Unterbau zu beschaffen sei, eine Frage, vor welche man sich nunmehr stellen wird, und endlich erst, wenn das geregelt ist, mit der Stadtverwaltung wegen eines Platzes und wegen Uebernahme des Denkmals nach erfolgter Aufstellung zu verhandeln. Es ist somit keine Kundgebung gegen das Denkmal in der von der „Saale-Zeitung" gegebenen Richtung erfolgt. Dagegen ist aber auch von dieser Seite nichts zu Gunsten des Kaiserstandbildes geschehen; weder ist auf die erste Anregung hin ein Zeichen der Sympathie erfolgt, oder eine Andeutung, daß man in der Sache mitwirken wolle, noch hat man in Beamten- oder sonstigen durch fürstliche Huld ausgezeichneten Kreisen geglaubt, durch Beiträge ihrerseits zu Gunsten des Denkmals etwas thun zu dürfen, vielmehr erschien, nachdem das Comité für das Denkmal zusammengetreten war, an der Spitze der als Organ der reichsgegnerischen kleinen Partei hier gegründeten „Landeszeitung" ein Aufruf zur Vermehrung des von anderer Seite angesammelten Fonds für eine neue Kirche. Das Zusammentreffen dieser Sammlung mit der für das Denkmal wurde im Publicum als eine beabsichtigte Störung der letzteren aufgefaßt, zumal die „Landeszeitung" auch einige kleine Angriffe gegen ein Denkmal überhaupt mittheilte, und während unter anderen Umständen eine Kirchensammlung eines guten Erfolges sicher gewesen wäre, ist sie jetzt kläglich gescheitert, denn außer einem großen Beitrag von höchster Stelle haben nur Beamte, Lieferanten u. s. w. Beiträge von zusammen etwas über 300 ℳ bisher geleistet.

Daß in diesen Kreisen keine Sympathie für das durch überaus zahlreiche große und kleine Beiträge in wenig Tagen gesicherte Kaiser Wilhelm-Denkmal vorhanden war, darf nicht verwundern. Sieht man ja auf fürstlichen öffentlichen Gebäuden zu Kaisers Geburtstag oder am Sedantage nie eine Flagge, halten sich doch und müssen sich Beamte und Bedienstete davon fernhalten, wie ihnen am Sedanfest ausdrücklich eröffnet und event. durch Rügen eingeschärft worden ist. Die einzige fürstliche höhere Lehranstalt, das fürstliche Lehrerseminar z. B., ignorirt die nationalen Festtage gänzlich. In Erinnerung an die kürzlichen Besprechungen in der „Geraer Zeitung" wird es Sie interessiren, zu hören, daß der Director und der erste Lehrer am Lehrerseminar ehemalige Hessen sind; der Director, welcher zugleich Landesschulinspector ist, ist ein Bruder des Langenwetzendorfer Pfarrers. An hierherberufenen ehemaligen Hessen oder Hannoveranern in einflußreichen Stellen ist kein Mangel; die beiden an Langenwetzendorf grenzenden Kirchgemeinden Kühdorf und Naitschau haben ehemals hessische Pfarrer, der in Naitschau angestellte Seelenhirt ist ein Schwager des Langenwetzendorfers; dieses Element bildet in der älteren Linie Reuß etwa 30 Procent der Landpfarrer und ist auch in dem Regierungscollegium sehr zahlreich vertreten u. s. w. — Weil der Ausgangspunct dieses Schreibens eine Berichtigung ist, sei bemerkt, daß auch die Nachricht vieler Blätter, wonach hier das Trauergeläute nach dem Heimgang Kaiser Wilhelm's verboten worden sei, nicht zutrifft. Nachdem in das Land herein aus allen angrenzenden Nachbarländern Trauergeläute tönte, ist solches für den Beisetzungstag auch hierlands angeordnet worden; etwas spät zwar, aber doch waren bis zum Beisetzungstage öffentliche Vergnügungen verboten; am Beisetzungstag ist auch in den Städtchen in Greiz und Zeulenroda auf Ansuchen Trauergottesdienst gestattet worden; im Uebrigen fand eine Trauerbeflaggung öffentlicher Gebäude, eine Landestrauer mit Abkündigung von der Kanzel, wie solche in den angrenzenden Staaten Sachsen, Weimar, Reuß jüngere Linie, Altenburg, Meiningen angeordnet war, nicht statt. Gilt ja hier der von der obenerwähnten „Landeszeitung", einer Bundesgenossin der „Hessischen Blätter", der „Brunonia" und „Germania", verfochtene, wie man hört auch von der Kanzel eines grünen Nachbardorfes verkündete Grundsatz, daß das Volk mit Reich und Kaiser direct nichts zu thun habe, letzteres sei von den Regierenden, welche von Gottes Gnaden sind, gewählt, und was an Beziehungen mit Kaiser oder Reich zu regeln sei, geschehe durch die Regierenden. Nach diesem Grundsatze wäre eine Landestrauer natürlich nicht am Platze gewesen. Das gedachte Blatt hatte in der bekannten Militairvereinsfahnen-Angelegenheit kläglich und nachdrücklich behauptet, das Militair schwöre nur dem Fürsten den Fahneneid; mit argem Kopfschütteln haben namentlich Bewohner des platten Landes, welche zum Halten dieser sog. „Landeszeitung" moralisch gezwungen werden, jüngst nun mit angesehen und gehört, wie ihre Söhne beim Militair unserem Kaiser Friedrich den Fahneneid leisteten.

Trotz aller dieser Vorkommnisse ist es jedoch zum Glück nur ein verschwindend kleines Häuflein, welches gegen das Reich grollt und seine kleinen Fäuste ballt. Die große Menge, der Kern unseres Volkes hier, hält mit warmer Liebe zu Kaiser und Reich in dem Bewußtsein, damit am treuesten und förderlichsten auch der engeren Heimath zu dienen! (Geraer Zeitung.)

Von den Goldfeldern.

. . . Doornfontein bei Johannesburg, Witwatersrand Goldfelds, Transvaal. Mitte Februar 1888. Wir befinden uns jetzt im Sommer, das ganze Land ist ein einziger grüner Weideplatz. Noch nie habe ich ein Land gesehen, wo es zur Sommerzeit so viel Gewitter mit starkem Regen und oft Hagel giebt, wie hier in Transvaal. Jede Woche haben wir 3—4 Donnerwetter, meist von Südwesten kommend. Furchtbar rollt der Donner, fortwährend steht das ganze Firmament in Feuer, der Sturm [illegible] es zerreißen. Es wurde mir oft etwas unheimlich zu Muth, wenn ich die [illegible] in meinem Zelte [illegible], von den großen Blitzstrahlen gar so hell beleuchtet sah. Es werden hier alljährlich eine Anzahl Menschen und Vieh durch den Blitz getödtet.